

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 3

Artikel: Triest und die Slawen
Autor: Guyer, Samuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159294>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Triest und die Slawen

Von Samuel Guyer

Um den Wetterwinkel an der oberen Adria ballen sich — nachdem dort fast während des ganzen Krieges eine merkwürdige Stille geherrscht hatte — unheimliche Gewitterwolken. Nicht zum ersten Male! Denn schon am Ausgang der Antike bahnten sich ja von dort aus weltgeschichtliche Ereignisse an. Hier geht ja noch heute die große Völkerstraße durch, auf der damals alle die Völker aus den Donaugegenden herströmten, um über den Isonzo zu setzen und dann in die gesegneten Gefilde Italiens einzubrechen. Und welche Rolle hat dieses Hinterland von Triest doch auch im ersten Weltkriege gespielt! Am dunkelblauen Isonzo, auf dem unwirtlichen Karstplateau und um Görz sind die größten Schlachten geschlagen worden; Tausende sind hier gefallen, und unter den unzähligen Verwundeten war auch ein damals noch Unbekannter, der Benito Mussolini hieß. Noch manches Jahr nach dem Kriege erinnerten hier zerstörte Ortschaften und lange, in die hellen Karstfelsen gehauene Schützengräben und Artilleriestellungen an die Heftigkeit der damaligen Kämpfe; bis kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkriegs wallfahrteten Tag für Tag große Scharen zu den Heldenfriedhöfen an den Ufern des Isonzo.

Aber auch abgesehen von diesen Kriegserinnerungen ist das Hinterland von Triest eine selten eigenartige Gegend, die sich nur schwer mit anderen europäischen Landschaftsformen vergleichen läßt. Es ist ein Land der Gegensätze. Da gibt es Sonnenküsten, an denen der ewige Frühling herrscht, wie z. B. bei Abbazia; nur wenige Kilometer hinter ihnen aber dehnen sich öde und steinige, im Sommer glühend heiße, im Winter von eisigen Borastürmen durchbraute Karsthochflächen, in denen nur die trichterartigen Vertiefungen der sogenannten Dolinen auf kärgliche Weise bebaut werden können. Das merkwürdigste aber sind die Karstflüsse, die etwa in großen unterirdischen Grotten und Höhlen verschwinden und dann meilenweit entfernt, an einem ganz andern Orte, wieder zum Vorschein kommen. Dann steigen wieder steile Gebirgsmassive weit über tausend Meter hoch empor; so z. B. der Ternovener Wald, dessen Hochplateau von undurchdringlichen Forsten bedeckt ist. Zu Füßen dieser Berge aber geht das Land in fruchtbare Tiefebene über, in denen da und dort von hohen Zypressen umgebene Landhäuser die Nähe Italiens ahnen lassen.

Fast noch merkwürdiger als diese eigenartigen Landschaftsformen ist aber der ethnologische Charakter dieser Gegenden. Die Städte und die Italien zugekehrten istrischen Küsten haben durchaus ita-

lienischen Charakter; besonders im Norden aber kommt man schon hart vor den Städten in vollständig slawisches Gebiet, wobei wir es im Hinterland von Triest ausschließlich mit Slowenen, in Istrien und Dalmatien mit Kroaten zu tun haben.

Von den wichtigeren *Städten* dieses Gebietes sind das am Isonzo gelegene freundliche Görz (italienisch Gorizia), dann die große Seehandelsmetropole Triest, ferner die kleinen istrischen Küstenstädte wie Capodistria, Pirano, Parenzo, Rovigno und Pola, außerdem noch Fiume am Quarnero und Zara in Dalmatien die Ortschaften, die etwa von Ferienreisenden besucht werden und um die sich jetzt heute plötzlich die große Politik dreht. Mehrere von ihnen, so vor allem Triest und Pola, gehen noch auf römische Gründungen zurück, und alle haben ihren romanischen Charakter durch die Jahrhunderte hindurch beibehalten. Da und dort erinnern sogar noch römische Ruinen an die Zeit, da der schwere Schritt römischer Legionen hier zu hören war. In Triest z. B. wird ein zum Kastellberg heranführendes Gäßlein vom Arco di Riccardo, einem römischen Torbogen aus dem III. nachchristlichen Jahrhundert, überspannt, und kürzlich hat man bei der Ausräumung der winkligen Altstadt das römische Theater und neben der Kirche von S. Giusto Reste eines Tempels und anderer Monumentalbauten freigelegt. Am reichsten an römischen Altertümern ist aber der alte römische und spätere österreichische Kriegshafen Pola; das dortige Amphitheater ist eine der eindrucklichsten Bauten dieser Art. Von besonderer Schönheit sind die Skulpturen des heute Porta Aurea genannten Ehrenbogens und am alten Forum, der heutigen Piazza Foro, steht der noch vollständig intakte Tempel des Augustus und der Roma.

Ungleich reicher als in andern Gegenden Europas sind auch die Denkmäler der dem Untergang des Imperiums Romanum folgenden frühchristlichen Zeit vertreten; die uralte Basilika von S. Giusto auf dem Kastellberg von Triest enthält Bestandteile dieser frühen Zeit, und die 535/545 vom Bischof Euphrasius errichtete Basilika von Parenzo ist eine der schönsten frühchristlichen Kirchen des Abendlandes, die wir kennen. Aber auch in Pola und in Zara gibt es Bauten, die in diese Zeit und in das Frühmittelalter zurückgehen. Und als slawische Völker das ganze Land an der nördlichen Adria überfluteten und sich dort sesshaft machten, blieben die Städte auch fernerhin lebendige Zeugen romanischer Urbanität. Im Mittelalter spielte dann vor allem Venedig hier die ausschlaggebende Rolle; noch heute erinnert da und dort der über Toren eingelassene venezianische Markuslöwe an die Blütezeit der die Adria und große Teile des Orients beherrschenden Lagunenstadt.

Triest ist dann allerdings von 1382 bis zum Ende des ersten Weltkriegs österreichisch gewesen; aber am italienischen Charakter der

Stadt hat Österreich nicht nur nichts geändert, sondern ihn vielmehr gegenüber fremden Einflüssen nach Möglichkeit geschützt. Denn im 19. Jahrhundert, d. h. zur Zeit der allgemeinen Landflucht und des Aufblühens der Industrie, wanderten sehr viele Landbewohner aus der näheren und fernerer Umgebung auch in die italienischen Adriastädte. Da aber die meisten dieser einwandernden Landbewohner Slawen waren, bedeutete hier diese Einwanderung zugleich eine Slawisierung des alteingesessenen Italienertums. Es kam soweit, daß die italienische Einwohnerschaft z. B. Triests nur noch wenig mehr als 50 Prozent betrug, während der übrige Teil der Bewohner sich vor allem aus Slowenen, dann aus Österreichern andrer Provinzen und Angehörigen fremder Nationen (z. B. vielen Griechen) zusammensetzte. Ganz ähnliche Verhältnisse lassen sich auch in Görz und Pola beobachten.

Das gerade in Triest so eindruckliche Festhalten an italienischer Tradition und italienischem Wesen ist umso bemerkenswerter, als die Stadt als Seehafen auf ihr Hinterland, d. h. auf die nicht-italienischen Gegenden im heutigen Jugoslawien, in den deutschen Provinzen des alten Österreich und im Donaauraum angewiesen ist. Die Hauptblüte des Triester Handels fällt daher auch in die österreichische Zeit, in der die Donaugebiete, Triest und alle dazwischen gelegenen Gegenden in einer und derselben Hand vereinigt waren. Und Österreich hat tatsächlich, besonders seit dem 18. Jahrhundert, sehr viel für die Entwicklung des Triester Handels und Hafens getan. Nicht nur die Hafenanlagen sind das Werk österreichischer Initiative, sondern auch die kostspieligen Bahnen in das Landesinnere sind von Österreich erbaut worden. Dabei handelt es sich um richtige Gebirgsbahnen, die nur mit großen Kosten erstellt werden konnten. So mußte der zweigeleisige Hauptstrang erst über den 600 m hohen Bergrücken von Adelsberg klettern, um nach Laibach und von dort nach Agram-Belgrad, nach Budapest und über den Semmering nach Wien zu gelangen, während die erst später erbaute Karawankenbahn nach Klagenfurt-Wien und unter den hohen Tauern hindurch nach Villach-Salzburg-München eine noch ausgesprochenere Gebirgsbahn mit langen Tunnels und hohen Zufahrtsrampen ist. Daß dann der Handel Triests seit 1918 unter italienischer Oberhoheit, trotz der Einrichtung einer österreichischen Freihafenzone, zurückging, ist gar kein Wunder; denn wirtschaftlich gehört das italienische Triest, das gegenüber der Konkurrenz von Venedig und Genua einen sehr schweren Stand hat, eben nicht zu Italien. Wir haben also hier eine Situation, die derjenigen von Danzig sehr ähnlich sieht: wie das *deutsche* Danzig mit seinem *polnischen* Hinterland Handel treibt, so ist das *italienische* Triest auf die Handelsbeziehungen mit den hinter der Adria gelegenen *slawischen* Ländern angewiesen. Und

wie Danzig ist daher auch Triest für unsere nationalistisch aufgewühlte Welt ein politischer Krisenpunkt erster Ordnung!

Hinter den italienischen Adriastädten und Adriaküsten dehnt sich nun das Land der *Slawen* aus. Schon unter Österreich aber fühlten sich diese Slawen nicht recht wohl, obgleich von Seiten des Staates eigentlich alle Rücksicht auf sie genommen wurde. Die slowenische und die kroatische Sprache galten als vollkommen gleichberechtigt mit den andern Sprachen der polyglotten österreichisch-ungarischen Monarchie, und auf die Slawen wurde keinerlei Druck oder Zwang zur Aufgabe ihrer Nationalität ausgeübt. Sie hatten ihre eigenen Schulen, und in den slawischen Gegenden galt neben Deutsch auch die betreffende slawische Sprache als Amtssprache. Der Grund, warum trotz all dieser Freiheiten die Slawen immer wieder unzufrieden waren, lag in einer jener verpaßten Gelegenheiten des alten österreichischen Staates: Österreich hatte versäumt, durch Umwandlung des zentral regierten Staates in einen föderalistisch organisierten Bundesstaat den verschiedenen slawischen Völkern eine richtige Autonomie zu verleihen! Mit wie wenig Begeisterung daher die slawischen Völker Österreichs in den ersten Weltkrieg zogen, ist ja genug bekannt; besonders bei den Slowenen und Kroaten löste das Vorgehen gegen Serbien nicht den geringsten Enthusiasmus aus.

Als dann aber der Friede geschlossen wurde, kam ein Teil der österreichischen Südslawen vom Regen in die Traufe; sie wurden Italiener, und das sanfte Joch des wohl etwas bürokratischen, aber gemütlichen alten Österreich verwandelte sich in das äußerst harte Joch des italienischen Faschismus. Damit möchte ich mich aber sicher nicht zu einem ungerechten Urteil über die Politik Mussolinis hinreißen lassen, denn ich weiß, daß sie auch konstruktive Gedanken enthielt; vor allem hat sich der Duce uns Schweizern gegenüber im allgemeinen nicht nur korrekt benommen, sondern er hat auch ein — allerdings z. T. durch die Rivalität zu Deutschland bedingtes — ausgesprochenes Wohlwollen an den Tag gelegt. In seiner Slawenpolitik dagegen ließ er sich von keinem guten Stern leiten!

Schon beim Friedensschluß waren sowohl die Slowenen als auch die Kroaten, trotz aller schönen Selbstbestimmungssphrasen, von niemand gefragt worden, ob sie Italiener werden wollten oder nicht. Als sie dann aber zwangsweise Italiener geworden waren, wurden sie auf brutalste und gewaltsamste Weise italianisiert. Ihre Kinder mußten die italienischen Schulen besuchen, denn andere gab es nicht; ihre schönen schwermütigen slawischen Lieder durften sie gegen die Giovinezza vertauschen. Mit keiner Behörde durften sie sich in ihrer Muttersprache verständigen, und alle ihre seit Jahrhunderten bestehenden Ortsnamen wurden italianisiert. Um z. B. Renten beziehen

zu können, wurden sie sogar gezwungen, ihre altererbten slawischen Familiennamen durch italienische zu ersetzen; ihre Kinder wurden in die bekannten italienischen Jugendorganisationen gesteckt und dort in dem ihnen völlig fremden imperialistisch-faschistischen Geiste erzogen. In einer psychologisch geradezu unfaßlichen Verblendung besetzte das faschistische Italien die slawischen Gegenden oft mit völlig ortsfremden sizilianischen und neapolitanischen Beamten und Polizisten, die sich dann, in vollständiger Unkenntnis der Situation, die unbegreiflichsten Übergriffe erlaubten. Kurz — Mussolini hat hier — wie auch im Südtirol! — geradezu ein von keinem andern Staate übertroffenes Musterbeispiel der brutalen Unterdrückung einer Minderheit geschaffen; er hat es wahrhaftig zu Stande gebracht, daß zwei hochbegabte und selten gut und geduldig veranlagte Völker, die Italiener und die Slawen, einander hassen gelernt haben — und zwar gründlich.

Daß dann die Slawen ohne jede Begeisterung in den jetzigen Krieg zogen, ist ohne weiteres begreiflich. Die imperialistischen Ziele des Faschismus, um derentwillen sie in den Krieg getrieben wurden, waren ihnen fremd, ja ihren Interessen direkt entgegengesetzt; sie folgten nur gezwungenermaßen, ja knirschend den italienischen Fahnen nach Libyen, nach Abessinien, in den Balkan und nach Rußland. Ich war gerade zur Zeit der ersten italienischen Niederlagen in slowenischen Gegenden und habe es selbst erlebt, wie einem da befreundete Slowenen, vor Freude und Wonne geradezu strahlend, zuraunten: «Großartig! Schlecht geht es uns, sehr schlecht! Da können wir vielleicht doch wieder anfangen zu hoffen!»

Dies alles darf nicht verschwiegen werden, weil man in der Schweiz immer noch viel zu wenig von dieser faschistischen Unterdrückungspolitik weiß. Denn in den letzten zwanzig Jahren durften unsere Tagesblätter, um es mit Italien nicht zu verderben, nur faschistisch gefärbte Berichterstattungen bringen, in denen oft weiß als schwarz und schwarz als weiß dargestellt war. Ja, ich kann mich sogar erinnern, in einer führenden schweizerischen Tageszeitung gelesen zu haben, daß das faschistische Italien das Herz der Slowenen vollständig für sich gewonnen habe, während in Wirklichkeit das gerade Gegenteil der Fall war. Wir müssen uns daher diese Unterdrückung und Vergewaltigung der unter italienischer Oberhoheit stehenden slawischen Völker, sowie all die damit zusammenhängenden Kränkungen und Demütigungen stets vor Augen halten, wenn wir die heutige Situation richtig verstehen wollen. Nur so kann uns klar werden, daß, wie einst bei unsern eigenen Freiheitskämpfen, mit einem Male auch hier die Kräfte und Energien der Unterdrückten und Vergewaltigten zu einem Machtfaktor erwachsen sind, der sich auf die Länge stärker als alle gegen ihn eingesetzten Waffen erwies.

So verstehen wir es, daß in den südslawischen Gegenden überall Partisanengruppen erstehen mußten, die in diesem gebirgigen, wie für den Guerillakrieg geschaffenen Lande getrost den Kampf aufnehmen konnten.

Nun aber möchte ich noch einen sehr wichtigen Punkt hervorheben, der für die faschistische Außenpolitik geradezu verhängnisvoll geworden ist. Es hat sich nämlich als eine förmliche Katastrophe ausgewirkt, daß Mussolini, in einer kaum für möglich zu haltenden Verblendung, dieses slawische Problem an seiner Ostgrenze für eine *rein lokale Angelegenheit* hielt. Er meinte, wenn er nur genügend stark sei, um Jugoslawien in Schach zu halten, so sei alles für ihn gewonnen, so dürfe er sich alles erlauben. Und in der Tat, neben dem jugoslawischen Staat allein konnte er sich mit Recht als eine Großmacht fühlen, konnte er sein machtpolitisches Übergewicht für vollkommen gesichert halten. Dabei schien er keine Ahnung zu haben, daß er mit seiner Politik gegen die Südslawen an seiner Nordostgrenze den gefährlichsten Zündstoff anhäufte, der, wenn einmal ein zündender Funke in das Pulverfaß fallen sollte, den verheerendsten Brand in der ganzen slawischen Welt entfachen mußte. Denn durch diese aggressive Politik des italienischen Faschismus wurde vorerst einmal das in der Tat vorhandene, sehr lebendige Gefühl der Kroaten und Slowenen, in der slawischen Völkerfamilie zu den Repräsentanten der west- und mitteleuropäischen Kulturwelt zu gehören, aufs stärkste beeinträchtigt; so kam es, daß die Südslawen, die sich gerade den Serben gegenüber immer als Westeuropäer gefühlt hatten, der panslawischen Ideenwelt immer mehr in die Arme getrieben wurden, und gleichzeitig griffen die durch das Vorgehen Mussolinis geweckten Gefühle der Empörung, des Hasses und der Erbitterung nun auch auf die andern Glieder des Slawentums über. Solche Gefühle zeigten sich allerdings erst nach und nach deutlicher, aber damit war der ursprünglich lokale Konflikt zu einer Angelegenheit aller Slawen geworden; die Gefahr war vorhanden, daß bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, stärkste politische Kräfte und Energien, hinter denen das Gesamtslawentum stand, sich gegen den Westen, d. h. in erster Linie gegen Italien wenden würden. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß gerade Rußland, die Vormacht des Slawentums, ohnehin schon seit langem, ja schon seit Peter dem Großen, nach dem Westen strebt, um dort Anschluß an das Meer zu finden. Und nun sind wir heute so weit, daß Rußland den Moment für gekommen erachtet, als Protektor der slawischen Völker aufzutreten, um zugleich mit der Verteidigung der westslawischen Staaten auch seine eigenen, mit seltener Hartnäckigkeit verfolgten politischen Ziele im Westen zu verwirklichen. So haben also die so ungeschickten faschistischen Hegemoniebestrebungen an der Adria und der von den

Diktatoren ausgelöste zweite Weltkrieg zur Folge gehabt, daß jetzt das ganze Slawentum in Bewegung geraten ist und daß sich ein weniger von kühlen Überlegungen als vor allem von starken emotionalen Kräften genährter Expansionsdrang gegen die italienischen Häfen am Ostufer der Adria, in erster Linie gegen Triest, richtet.

Wenn wir nun die heutige Lage als Ganzes überblicken, fällt uns als allererstes auf, daß wir vor einer Situation stehen, wie sie Europa bis jetzt noch nie gesehen hat. Die europäische *Staatenwelt* weist ein ganz anderes Gesicht auf als früher, denn das europäische, durch keine Hegemonie bedrohte Gleichgewicht, das das immer wieder erstrebte Ideal der Vorkriegszeit bildete und um dessentwillen die angelsächsischen Mächte und Frankreich in den Krieg gezogen sind, existiert nicht mehr; es ist Geschichte geworden und gehört nunmehr der Vergangenheit an. Frankreich ist stark geschwächt, und das gleiche gilt noch in vermehrtem Maße von Italien; Deutschland existiert als Staat überhaupt nicht mehr. Nur Rußland, das tief in das europäische Zentrum vorgedrungen ist, steht als übermächtige Großmacht da.

Aber auch die verschiedenen *europäischen Rassen* haben sich gewandelt und bieten uns gegenüber früher ein vollständig anderes Bild dar. In der Schule haben wir ja gelernt, daß die dem asiatischen Kontinent vorgelagerte europäische Halbinsel etwa von einem Drittel Romanen, einem Drittel Germanen und einem Drittel Slawen bewohnt werde. Heute aber zeigt es sich, daß das fruchtbare Slawentum im Begriffe steht, mehr als die Hälfte der Bewohner Europas zu stellen. Wir müssen also damit rechnen, daß in Zukunft Europa ein Erdteil mit slawischer Majorität sein wird.

Das sind Tatsachen, mit denen wir uns abfinden müssen, denn es hat keinen Sinn, wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand zu stecken und weiter mit einem längst vergangenen, nicht mehr existierenden Europabild sorglos dahinzuleben. Wir müssen uns nicht einbilden, daß wir dort weiter fahren können, wo wir 1939 stehen geblieben sind. Wir müssen vielmehr diesen Tatsachen klar ins Auge blicken, und da scheint mir nun die heutige Lage, sofern man sich bemüht, sie mit kühlem Verstand und vor allem auf unanfechtbar demokratischer Grundlage zu meistern, keinen Grund zu übertriebenem Pessimismus zu bieten. Als Erstes wird man die den slawischen Völkern zukommenden Lebensrechte niemals mehr antasten dürfen; die Zeiten, in denen die Diktaturstaaten zum frisch-fröhlichen Beutezug nach Osten gezogen sind, um die Welt nach ihrem Sinne zu «ordnen», dürften heute unwiderbringlich dahin sein. Es scheint mir daher, daß man gerade den Slowenen und den Kroaten, die dem italienischen Staatsverband zwangsweise eingeordnet wurden, das Recht wird

zuerkennen müssen, selbst über ihr Schicksal zu entscheiden und so ihr Gebiet den Staaten ihrer Stammesbrüder anzugliedern.

Anders aber steht es mit *Triest* und den benachbarten Adriastädten. Mögen auch sowohl die österreichischen als auch die italienischen Volkszählungen etwas zurechtfrisiert worden sein, so läßt sich doch niemals leugnen, daß diese Städte in ihrer geschichtlichen Vergangenheit, in ihrem Wesen und Charakter und in ihrer «Substanz», d. h. der Mehrzahl ihrer Bewohner, einwandfrei italienisch sind. Daher scheint mir hier, trotz der wirtschaftlichen Verbundenheit mit dem Donaauraum, eine Angliederung an einen slawischen Staat mit allerhand Gefahren verbunden. Aber auch ein Weiterverbleiben im italienischen Staatsverband hätte, wie die Entwicklung des Triestiner Handels in der Epoche zwischen den zwei Weltkriegen gezeigt hat, gewisse Nachteile zur Folge, und so wird man zu einer dritten Lösung gedrängt, die bereits vor dem Eintritt Italiens in den ersten Weltkrieg von Italien selbst vorgeschlagen worden ist. Schon am 8. April 1915 hat nämlich, wie ich dem «Journal de Genève» entnehme, der damalige italienische Außenminister Sonnino angeregt, aus Triest und seiner Umgebung bis Pirano einen autonomen Staat zu machen, wobei Triest selbst einen Freihafen unter internationaler Kontrolle erhalten hätte. Das ist fürwahr eine sehr vernünftige Lösung, und es ist sehr erfreulich, daß auch heute Stimmen aus Italien zu uns dringen, die einen solchen Kompromiß durchaus annehmbar finden. Und auch die Bewohner der betreffenden Gegenden, die sich immer in erster Linie als Triestiner, als Görzer etc. und erst in zweiter Linie als Österreicher, als Italiener oder als zukünftige Jugoslawen fühlten, hätten wahrscheinlich nicht viel gegen einen solchen Plan einzuwenden; denn alle zwanzig Jahre den Heimatstaat zu wechseln, entspricht schließlich auch nicht jedermanns Geschmack.

Man sieht also, bei einigermaßen gutem Willen sollte sich eine Lösung der politischen Neuorganisation dieses gefährlichen Wetterwinkels an der oberen Adria ohne weiteres finden lassen. Trotzdem droht aber eine große Gefahr: es hat den Anschein, als ob auf slawischer Seite weniger nüchterne Überlegungen als Rachegefühle, Machtinstinkte und ähnliche emotionale Regungen, die in solchen Fällen immer ein sehr schlechter Berater sind, die politischen Entschlüsse beherrschen. Nach allen Leiden, denen die Slawen der Adriagegenden von Seiten der Diktaturen ausgesetzt waren, ist diese Einstellung sicher sehr gut zu verstehen; trotzdem aber ist sie bei der großen Wichtigkeit der zu treffenden Entschlüsse nicht zu entschuldigen. Die demokratischen Völker sollten daher, wie die «Times» kürzlich sehr richtig meinte, zusammenstehen, damit eine vernünftige politische Neuordnung nicht durch Anarchie und Terror un-

möglich gemacht wird. Gerade die Behandlung des Problems von Triest wird da ein richtiger Prüfstein sein, ob das neue Europa noch die Fähigkeit aufbringen kann, die Prinzipien der Demokratie gegenüber neuen Diktaturgelüsten erfolgreich durchzusetzen.

Um die Würdigung Mottas

Von Ernst Schürch

Eugen Curti hat in der Besprechung des Buches «62 Bundesräte» eine Bemerkung angebracht gegen die «schwärmerische Verehrung für Bundesrat Motta als Staatsmann, dessen gute menschliche und bürgerliche Eigenschaften von niemand bestritten werden». Er hält dafür, daß dadurch das Bild der wirklichen Vorgänge verfälscht werden könne, daß aber eine Buchbesprechung nicht der Ort sei, dies näher zu begründen. (Schweizer Monatshefte, Mai 1945, S. 131/32.)

Damit ist gegen eine Geschichtschreibung, die gleich dem Sarg folgte und trotz ihres Umfanges und Apparates ein wenig unter dem Gebot der Nekrologie stand, von Toten nur Gutes zu melden, vielleicht zum erstenmal ein ernsthaftes Fragezeichen aufgestellt. Man kann aber der Ansicht sein, daß dies nicht mehr genüge. Auch unsere Staatsleitung muß aus eigenen Schwächen und Fehlern lernen, und neue schwere Aufgaben verlangen sichere Maßstäbe für die Bewertung besonders unserer Außenpolitik. Eine Gegenbeleuchtung der eigenartigen Gestalt Mottas hilft vielleicht, die Umrisse des Wirklichen trotz der Aura, die eine fromme Verehrung um ihn gesponnen hat, schärfer zu erkennen. Als Beitrag zur nüchternen Abklärung sind die folgenden Zeilen gedacht; ein vollständiges Charakterbild können auch sie freilich nicht bieten.

Wer regiert, muß sich nach der Forderung beurteilen lassen: *gouverner, c'est prévoir*. Die erhöhte Stellung im Staat gebührt einem, der weiter zu sehen imstande ist, als der Mann in der Menge. Läßt sich gegenüber Giuseppe Motta in dieser Hinsicht etwas bemerken?

Als nach Beginn des ersten Weltkrieges die Konjunktur der Rüstungsindustrie und eines seither nicht mehr erlebten Schieberhandels unerhört emporschnellte und gleichzeitig die Teuerung in einem Tempo stieg, dem die Teuerungsdebatten und Besoldungszulagen nicht zu folgen vermochten, da rief die Presse nach einer kräftigen Kriegsgewinnsteuer. Es gab Firmen, auch in der Uhrenindustrie, die ein paar Jahre später nach Stützung durch den Bund rief, die verstanden ihre Profite nur noch zu bewältigen, indem sie ihren Aktionären Gratisaktien nachwarfen. Ihre Arbeiter überließen sie den Gewerk-